

GEFUNDEN

Ein spätes Geschenk

Der nun veröffentlichte Jugendroman Jean Améry's ist ein Meisterwerk des Humanismus.

Als Jean Améry 1935 die Arbeit an seinem ersten Roman "Die Schiffbrüchigen" abschloss, war er knapp 23 Jahre alt. Über siebzig Jahre sollte es jedoch dauern, bis der Roman bei Klett-Cotta zur Veröffentlichung kommen würde. Während des Krieges galt das Buch dem Autor als verloren, als er das Manuskript 1949 zufällig wiederfand, blieb der Versuch einer Publikation ohne Erfolg. Nach abermaliger Lektüre schwankte Améry damals zwischen der Ansicht, "es taue nichts" und jener, es sei "stellenweise hervorragend". Unter Bezug auf die letztere Bemerkung ist ihm unbedingt zuzustimmen – es ist hervorragend.

Hat man sich einmal von dem Erstaunen darüber freigemacht, dass viele Motive des späteren Schaffens großer Autoren – so auch Améry's – bereits in ihrem Frühwerk erstaunlich präzise durchdacht aufzufinden sind und gibt sich ganz der Kraft des Werkes hin, dann hat man mit "Die Schiffbrüchigen" ein Buch vor sich, das nuanciert den sich verwirklichenden Ungeist der Vorkriegszeit beschreibt.

Die Geschichte setzt ein im Wien des Jahres 1933. Im Nachbarland ist seit Kurzem Adolf Hitler an der Macht. Auch in Österreich sind völkische Ideologie, Antisemitismus und andere reaktionäre Denkformen verbreitet. Fortschrittliches Gedankengut und Versuche, sie zur gesellschaftlichen Praxis kommen zu lassen, sind chancenlos. In diesem Klima lebt der junge Eugen Althager, seit vier Jahren arbeitslos, ein

"Schiffbrüchiger", Gescheiterter, wie alle Protagonisten des Romans, die sich dem (Un-)Geist der Zeit verweigern. Das Buch begleitet Althager die kommenden zwei Jahre, durch ihn bekommen wir einen Blick auf diese Zeit, mittels seines analytischen Instrumentariums nähert sich der Leser den Fragen nach den Ursachen des heraufziehenden Wahns. Man gewinnt auch einen Einblick in den Alltag der Individualisierten, sozial Deklassierten, was sich bei Eugen Althager durch den Umstand, dass er Jude ist, noch vielfach verschärft.

"Erst langsam und schwierig brach das Wissen in ihm auf, daß ihn die Zeit mit allen anderen seiner Rasse verfeimt hatte", ist über den assimilierten Juden Althager zu lesen, seine "Schuld war es wohl, daß er nicht wusste, worin seine Zugehörigkeit zu dieser Rasse bestand." Nie wäre es ihm jedoch eingefallen, sich angesichts des Unheils zu distanzie-



Unmöglich zu bleiben, wer man ist, unmöglich, ein anderer zu werden: Jean Améry. (Foto: Lutz Möhring)

ren. Eine Haltung, welche die Hauptfigur des Romans mit seinem Autor verbindet.

Verfeimt

Jean Améry wurde 1912 als Hans Maier in Wien geboren. 1938 floh er vor den Deutschen nach Antwerpen. Dort wurde er 1940 als "feindlicher Ausländer" festgenommen und in ein Internierungslager nach Südfrankreich deportiert, von wo ihm 1941 die Flucht gelang. Der im Brüsseler antifaschistischen Widerstand aktive Améry wurde schließlich im Juli 1943 von der Gestapo festgenommen, schwer gefoltert und überlebte den Aufenthalt in verschiedenen Konzentrationslagern. Von über 25.000 deportierten Juden aus Belgien war er einer der 615 Überlebenden. "Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt", wird er später schreiben. Im Oktober 1978 nahm sich Améry das Leben.

"Die Schiffbrüchigen" ist keinesfalls nur ein seismographisches Dokument der frühen Dreißigerjahre, es zeigt bereits das große Können nicht nur des berühmten Essayisten, sondern auch des Romanciers Améry. Die Zärtlichkeit und das feine Mitfühlen mit den Leidenden, die er zum Ausdruck bringt, paaren sich mit der Wut und der Weigerung, die Zustände zu akzeptieren, die solches Leid zu verewigen drohen.

Der erste Band der Werkausgabe ist ergänzt um einen umfangreichen Anhang zur Entstehungsgeschichte des Romans, sowie um den Roman "Lefeu oder Der Abbruch", ein Spätwerk Améry's von 1974, in dem er sich auf "Die Schiffbrüchigen" bezieht.

Thorsten Fuchshuber



Die Ente und der Tod

(tf) - Ob man beim Schreiben über den Tod ihm etwas von seinem Schrecken nehmen soll und kann, ohne ideologisch zu werden, ist eine Frage, so alt wie die nach dem Sinn des Lebens. Noch komplizierter wird sie, wenn man Kindern die Tatsache,

dass wir alle einmal sterben müssen, zu erklären versucht. Wolf Erlbruch hat es mit seinem Bilderbuch *Ente, Tod und Tulpe* versucht. Als die Ente auf den Tod trifft, tritt er ihr im Schlafrock und in Hausschuhen gegenüber. Ein Totenschädel, nicht richtig schrecklich, aber dennoch etwas unheimlich. "Schön, dass du mich endlich bemerkst", sagt der Tod zu ihr, "ich bin schon in deiner Nähe, solange du lebst – nur für den Fall." Der "Fall" tritt schließlich ein. Behutsam streicht der Tod der Ente ein paar Federn glatt und nimmt sie mit zum großen Fluss. Die fünf Jahre alte Tochter eines Freundes fragte einmal nach dem Tod. Sie wollte wissen, warum er sein muss und was danach kommt. Der Freund antwortete ihr, so gut er konnte. Nach einer halben Stunde der Unterhaltung mit Grübelpausen sagte sie: "Ach weißt du, ich glaube, ich bin zu jung, um über den Tod nachzudenken." Und wandte sich anderen Dingen zu. Vielleicht hatte sie einfach recht.

Wolf Erlbruch – *Ente, Tod und Tulpe*. Verlag Antje Kunstmann. 32 Seiten.

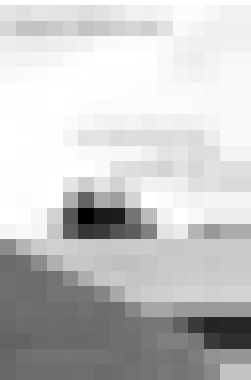


Mythos Medici

(tf) - Die irrige Annahme, man könne die Sphäre der Produktion (Handwerk, Manufaktur, Industrie), von der Sphäre der Zirkulation scheiden (Geld, Zins, Banken) und jener den Vorzug (bodenständig, ehrlich, schaffend) über diese (heimatlos, Wucher, raffend) geben, ist so alt wie das allgemeine Äqui-

valent, das den unmittelbaren Warentausch ersetzt. Eine Annahme, die immer ideologisch war und heute als eine Wurzel des modernen Antisemitismus gelten muss. Dass beide Sphären nicht nur untrennbar miteinander zusammen hängen, sondern vielmehr Aufklärung, Moderne und "Hochkultur" (Parks) mit der Entwicklung des Kreditwesens verbunden sind, will Tim Parks in seinem Buch *Das Geld der Medici* zeigen. Die Entfaltung der menschlichen Potenziale setzt die "Produktion auf der Basis der Tauschwerte voraus", schrieb Marx in den "Grundrissen". Parks liefert historisches Material, anhand dessen er leicht lesbar und spannend ein Kapitel dieser Entwicklung illustriert.

Tim Parks – *Das Geld der Medici*. Verlag Antje Kunstmann. 272 Seiten.



Pessimistische Pose

(tf) - Es geschieht nicht oft, dass Arbeiten junger israelischer Autoren ins Deutsche übersetzt werden. Luchterhand hat nun das Erstlingswerk des 1980 geborenen *Yiftach Ashkenazy* veröffentlicht – laut Auskunft des Verlages der "Star der israelischen Literaturszene". Doch ebenso wie die Bewertung

"Star" die Pose gegenüber dem Werk in den Vordergrund stellt, steht auch bei Ashkenazy die Pose im Zentrum seines Ausdrucksvermögens. Allzu abgeklärt und lapidar kommen bei ihm die verschiedenen Ich-Erzähler daher, kaum ein Unterschied zwischen ihnen, wenn sie von ihrem deprimierenden Alltag erzählen. Darin scheint immerhin etwas von der gesellschaftlichen Realität im Kapitalismus auf. Doch in Ashkenazys Blick, weitgehend einer der Anschauung, nicht der Reflexion, liegt ein Moment des Kulturpessimismus, das über die gesamten 120 Seiten zelebriert wird und zur Pose erstarrt. Das macht das Buch über seinen Gegenstand hinaus öde und eintönig. Nach der Hälfte verliert man die Lust, es zu Ende zu lesen.

Yiftach Ashkenazy – *Die Geschichte vom Tod meiner Stadt*. Sammlung Luchterhand. 128 Seiten, Taschenbuch.

GESUCHT

Drückendes Schweigen

Aharon Appelfelds Roman "Elternland" über die Suche eines Sohnes von Shoah-Überlebenden nach seiner Familie.



Aharon Appelfeld - *Elternland*. Rowohlt Verlag. 256 Seiten.

"Das Leiden der Schwachen hat nichts Großartiges. Sollen die doch ihren Schmerz für sich behalten, anstatt ihre Nachkommen damit zu stören." Ein skandalöser Satz, skandalös in seiner verletzenden Brutalität. Ausgesprochen hat ihn der Vater von Jakob Fein. Jakob ist die Hauptfigur in Aharon Appelfelds neuem Roman "Elternland". Sein Vater sprach, als er den Satz formulierte, von sich selbst, einem Überlebenden der Shoah. In einem kleinen Dorf in Polen aufgewachsen, schafften er und seine Frau es, mit Hilfe einiger Bauern in einem Versteck zu überleben, als die Deutschen alle anderen Juden des Ortes gnadenlos niedermetzelten. Ein Hilfe, die sie teuer bezahlen mussten, um schließlich, nach Kriegsende, irgendwie nach Israel zu gelangen.

Den Schmerz für sich behalten, vor allem gegenüber dem nachgeborenen Sohn, so lautete fortan die Forderung des Vaters von Jakob Fein an seine Frau. Das, was man erlebt hat, soll nicht zum Teil der Erinnerung des Jungen werden. Ein Entschluss, der für den Sohn lebenslange Folgen zeitigen wird. Denn aus dieser Entscheidung wird eine Fremdheit des jungen Jakob gegenüber seinen Eltern resultieren, die auch der erwachsene Ja-

kob bis zu deren Tod nicht überwinden wird. Während sie ihn behüten wollen, ihn vor ihrem Schmerz beschützen, bleibt bei ihm nur ein großes Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit übrig. Er findet keinerlei Bezug zu den Eltern, für deren Schweigen er kein Verständnis aufbringen kann. Schließlich glaubt Jakob Fein, dass es ohnehin nichts im Leben seiner Eltern gebe, dass ihn beeindrucken kann.

Er, der säkulare Israeli will mit der Vergangenheit, ja überhaupt mit seinen Eltern möglichst wenig zu tun haben. Folglich versucht er nach ihrem Tod auch angestrengt, sie hinter sich zu lassen, sie zu vergessen. Ein Bemühen, dass ihm zu seiner Beunruhigung nicht gelingt. So macht er sich schließlich auf die Reise nach Polen, ins Heimatdorf der Eltern, um dort zu suchen, was er bislang nicht finden konnte: Verständnis für sie. Das ist die Stelle, an der Aharon Appelfelds Buch beginnt.

Ungebrochener Antisemitismus

Appelfeld, der heute in Jerusalem lebt, wurde 1932 in Czernowitz geboren. Als Kind erlebte er am eigenen Leib Verfolgung und Krieg, die er zuerst im Ghetto und im Lager, dann in den ukrainischen Wäldern und als Küchenjunge der Roten Armee überlebte. In "Elternland" beschreibt er nicht nur Konflikte von Shoah-Überlebenden mit ihren Nachkommen, er verdeutlicht auch, dass das antisemitische Ressenti-

ment in Europa nach Ende des Krieges nicht einfach verschwunden ist. Sein Protagonist Jakob Fein, der als Israeli den Antisemitismus bislang nur als abstraktes Phänomen kannte, bekommt den Judenhass in Polen ganz konkret an der eigenen Person zu spüren. Er merkt: Selbst die gutwilligsten Menschen, die er trifft, beherbergen im Innersten das Gefühl, ein solch unfassbares Leid wie das der Juden könne schwerlich völlig grundlos über diese gekommen sein. Anstatt den Wahn zu bekämpfen, sucht man weiter nach Gründen für ihn, seien diese nun vermeintlich rationaler oder metaphysischer Natur.

Behutsam nähert sich Appelfeld seinem Protagonisten Jakob Fein, beschreibt die schmerzvolle Eltern-Kind-Beziehung, verdeutlicht die nie verheilenden Wunden selbst derer, die mit vermeintlich heiler Haut dem Wahnsinn entkommen sind. Er arbeitet die Mechanismen des Antisemitismus heraus, nähert sich der Frage an, wie dieser im psychischen Haushalt der Einzelnen wirkt und funktioniert.

Appelfeld erzählt von einer Reise, an deren Ende Jakobs Versöhnung mit seinen Eltern steht. Denn im "Elternland" gelingt es ihm, einen Teil ihres Wesens aufzutun: "Es war, als richteten sich die Eltern in ihrer Heimat auf. Sie wurden wieder zu dem, was sie früher gewesen waren, ohne das drückende Schweigen, das der Krieg in sie gepflanzt hatte."

Thorsten Fuchshuber